Aus der Kanalzone.

Die Reparatur-Werkstätte bei Matachin. — „Folly Dingler's Villa". — Der Gatunsee. — Auf der Suche nach Orangen. — Die Monte Christo-Insel im Chagresflusse. — Panama's neuer Präsident. — Die Lage der Frauen-Wirthschaften auf der Kanalzone.

Gorgona, Panama.
Mitte Oktober 1912.

Nachdem ich nun beinahe sechs Jahre als Arbeiter in diesem Lande weilte und beinahe auf allen Stationen entlang der Linie zeitweise beschäftigt war, von Porto Bello im atlantischen Meer bis Flamenco Island im Stillen Ocean, die extremen Ende von Onkel Sams Querstrich durch diesen Kontinent, so möchte ich behaupten, daß der Franzose, welcher den Baß Matachin Shop gründete, von Rechtswegen hätte gehängt werden sollen.

Zum besseren Verständniß des werthen Lesers sei erwähnt, daß die große Gorgona Reparatur-Werkstätte näher dem Orte Matachin liegt, als Gorgona und ursprünglich auch B. M. Shop hieß. Und auf allen Kennzeichen, wie Arbeitermarken etc. steht heute noch B. M. schön eingravirt oder gestanzt von kundigen Franzosenhänden. Daß ich den Gründer dieser Werkstätte so unbarmherzig behandeln möchte, hat seinen Grund darin, daß ich diesen Ort als den ungesundesten betrachte auf der ganzen Kanalzone und ich glaube medizinische Autoritäten stimmen mit mir überein, wenn auch natürlich nur stillschweigend.

Auf einem etwa 500 Fuß hohen Hügel in der Nähe von Panama am Stillen Ocean, wurde kürzlich ein Prachtgebäude versteigert, welches unter den Namen „Folly Dingler" bekannt war. Es war nämlich Musnö Dingler, welcher das Gebäude errichten ließ, nachdem er in diesem heißen Thalkessel für die Arbeiter eine Werkstätte erbaut hatte. Für die armen Arbeiter die eigentlichen Erbauer des Panama Kanals, war dieser Ort Gorgona gut genug, aber für sich selbst und seine werthe Familie benöthigte der selbstsüchtige Franzose einen luftigeren Ort als Wohnung und keine Kosten wurden gescheut, Villa Dingler zu erbauen, trotzdem jeder Fuß Holz für das Gebäude auf Mannes Rücken auf jenen Hügel befördert werden mußte.

Das den Arbeitern angethane Unrecht rächte sich übrigens schon damals, indem Madame Dingler und ihre Tochter dem Gelbfieber erlagen, kurz nachdem sie von Paris angelangt waren, um die luftige Wohnung am Stillen Meer zu beziehen. Bewohnt wurde das Gebäude nie, trotz den hohen Kosten, welche es für die Aktienhalter der Panama Kanal Co. verursacht hatte. Was ich gegen die Lage dieser Werkstätte habe, ist der Umstand, daß dieselbe zu tief liegt, nur etwa 50 Fuß über dem Meeresspiegel und von allen Seiten eingerahmt von bewaldeten Hügeln, (nicht weniger als 42 wohlgezählt), also abgeschnitten von jedem frischen Luftzuge. Und besonders jetzt, während der Regensaison ist tagtäglich zu beobachten wie zwischen den Hügeln hindurch ein Gewitter über Gorgona hereinbricht; manchmal sogar mehrere von verschiedenen Seiten kommend. Also kann der werthe Leser sich einbilden, daß es hier recht ungemüthlich ist für mich, nachdem ich die frische Meeresbrise beider Oceane kennen lernte.

Na, zum Glück kann es nicht mehr lange dauern mit Gorgonas Herrlichkeit, denn der große See steigt täglich und bereits lecken dessen Wogen an diesen Ufern, wo vor Jahren der Chagres mit unheimlicher Schnelligkeit vorbeirauschte. Trotzdem wir etwa 30 Meilen vom Atlantischen Ocean entfernt sind, haben wir bereits einen stillen Wasserstand von etwa 15 Fuß hier, was 50 Fuß über dem Meeresspiegel bedeutet, nach ein Jahr und dann soll diese Werkstätte nach Balboa am Stillen Ocean neu erstehen.

Die Gebäude dort sind schon im ersten Stadium und werden hochmodern sein in jeder Beziehung. Sogar ein Trockendock für die größten Schiffe ist im Plane vorgesehen. Aber kurios kommt es einem vor, hier den großen, stillen Wassertümpel zu sehen, wo früher ein schnell fließender Strom war. Alltäglich kommen Kraftboote hier vorbei, welche vom Ocean in den Gatunsee transferirt waren. Und das Ueberschreiten resp. Durchwaten des Rio Chagres gehört der Vergangenheit an. Erinnere mich noch gut an einen Sonntag vor fünf Jahren, als ich nach dem jenseitigen Ufer auf die Orangenjagd begab, mit meiner schöneren Hälfte. Hier werden die Damen aus den Staaten nämlich unternehmungslustig resp. „sportlich" angehaucht und die meine hatte sich es in den Kopf gesetzt, mich zu begleiten, beim Stibizen von Orangen. Gegenüber Gorgona war eine Furth im Chagres, etwa zwei Fuß tief, bei einer Breite von etwa 200 Fuß. Für einen Mann war es kein großes Risiko. Dort zu kreuzen, aber mit einer berockten Frau als Begleiterin, war es doch eine bedenkliche Sache. Da, gerade als ich eifrig die rechte Stelle zum Uebergang suchte, kam eine Indianer Jungfrau daher aus der Kirche und tappte ohne Zaudern in den Fluß, um ihre Palmhütte am jenseitigen Ufer zu erreichen. Da sie ihren Sonntagsstaat, aus einem hellen, luftigen Mother Hubberd bestehend, nicht in Gefahr aussetzen wollte naß zu werden, raffte sie denselben einfach bis zu ganz gefährlicher Höhe hinauf und schritt muthig durch die Fluthen. Für mich war es natürlich ein großer Vortheil, einen solchen Piloten und Leitstern zu haben und ich kam glücklich in den Spuren meiner Führerin hinüber, wenn auch die Kleider meiner Begleiterin sich oft gefährlich um meine Spazierhölzer wickelten, wegen der Strömung. Weiße Frauen sind eben nicht so practisch wie Indianerinnen.

Jener Orangenfang wäre mir übrigens beinahe schlecht bekommen, da der alte Grieche, welcher sich als Eigenthümer desselben aufspielte, mich einstecken lassen wollte, als ich Abends mit vollem Sacke heimwärts zog. Bewußter Grieche hatte nämlich einige Tausend Hektaren Land „gekauft" von den Franzosen und betrachtete es als sein gutes Recht, auch Eigenthümer zu bleiben nach der amerikanischen Okkupation der Kanalzone. Der werthvollste Theil seiner „Besitzung" bestehend aus der Insel Monte Christo im Chagresfluß, wo er aus armdickem Zuckerrohr Rum fabrizirte. Jetzt ist die Insel mitsammt der Schnapsbrennerei verschwunden und es gelang dem alten Sünder thatsächlich $96.000 aus dem guten Onkel Sam herauszuschlagen, als Entschädigung dafür, daß die Dampfschaufeln seine Insel auf den Kopf stellten.

Bei der Transaktion erwies es sich übrigens, daß die Herren Advokaten auf der ganzen Welt gleich sind, d. h. stets das geschäftliche im Auge haben. Von der obigen Riesensumme verblieb dem Griechen nämlich gar nichts, nachdem die Herren Rechtsgelehrten für ihn den Prozeß gewonnen hatten. Sogar einige hundert Faß guten alten Rum mußte der arme Kerl zuletzt noch in Pfand geben, für die werthvollen Dienste seiner Rechtsvertreter — und heute schlägt er sich kümmerlich durch in Colon als Budiker. — Bei solchen Transaktionen drängt sich einem unwillkürlich Abscheu gegen den Advokatenstand auf, denn es waren Söhne der Ver. Staaten, welche Onkel Sams Kasse auf erwähnte Art erleichterten. Hätten sie ihrem Klienten zu einem anständigen Vergleich gerathen, dann hätte die Regierung eventuell die Hälfte sparen können und dem Kläger wäre wahrscheinlich auch etwas verblieben.

Uebrigens sind hierzulande die Advokaten nicht die einzigen Unbescheidenen, sondern haben zahlreiche Genossen, welche das gleiche Motto als Richtschnur haben. Dasselbe lautet „Get the Suckers Money! if you can't get it in a honest way, get it any how!" Ein Wirth in Colon scheute sich nicht, dieses famose Motto in seinem Lokal aufzuhängen.

Apropos, jene schönen Tage scheinen jetzt vorbei zu sein, seit der neue Präsident der Panama Republik, Belisario Porras, im Amte ist. Etwa ein halbes Dutzend Amerikaner, welche im Geheimen immer noch durch Glücksspiele Geschäfte machten, wurden unter dem neuen Regime des Landes verwiesen. Der neue Präsident hat thatsächlich seit seiner Einsetzung viele Beweise geliefert, daß er es ehrlich meint und den Muth hat, seiner Ueberzeugung Geltung zu verschaffen. Kurios ist, daß der Herr in seiner Inaugurationsrede Mängel und Schäden des Landes, welche ich früher in diesen Spalten erwähnte, seinem Volk klar vorhielt. Und offene Bekennung der Sünden ist ja der erste Schritt zur Besserung. Ein wenig sonderbar war die Erwählung des Herrn Porras aber doch, denn die Regierung der Ver. Staaten hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn sein bedeutendster Gegenkandidat, Senor Pedro Diaz, erwählt worden wäre. Auch die Panama-Regierung wollte Herrn Porras nicht und ohne Zweifel wäre es hier bei der Wahl zu Blutvergießen gekommen, wenn die starke Hand Onkel Sams nicht vorhanden gewesen wäre. Wenige Wochen vor der Wahl veranstaltete die Panama-Regierung eine Demonstration, welche ohne allem Zweifel bedeuten sollte, daß die Regierung ihren Kandidaten erwählt haben möchte. Die Polizeisoldätchen wurden nämlich kurz vor der Wahl mit funkelnagelneuen Schießprügeln ausgerüstet und bei einer großen Parade wurden die blitzenden Bayonette dem „Pöbel" vorgeführt. Es war offenes Geheimniß, daß die Parade zur Beeinflussung der Stimmgeber veranstaltet worden war. Deshalb kann man stolz sein auf das Handeln der Ver. Staaten Regierung in dieser Angelegenheit, denn trotzdem ihr Kandidat dem Volke nicht genehm war, ging die Wahl thatsächlich unter dem polizeilichen Schutz der Ver. Staaten vor sich, was jedem Bürger von Panama freie Stimmenabgabe gewährleistete. Die „Pollimilla", ein lokaler politischer Geheimbund, hatte zwar Gegenanstalten getroffen, als aber bekannt wurde, daß am Abend vor dem Wahltage einige hundert U. S. Marinos auf Pier 11 in der Nähe von Colon einquartirt worden waren, verlief die Wahl sehr ruhig. Wenn man eine Parallele ziehen wollte in Bezug auf die Präsidentenwahl hier und in den Ver. Staaten, dann müßte unbedingt Col. Roosevelt als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgehen, denn das Verhältniß scheint dort das gleiche zu sein, wie es hier vor der Wahl gewesen. Auch in Gorgona beginnt der Wahltrubel. Letzte Woche fanden die Parteikonventionen im Y. M. C. A. Klubhaus statt. Den Reigen eröffneten die Republikaner, bei welcher Versammlung nebenbei gesagt hauptsächlich Damen in Gesellschaftstoilette glänzten. Dann folgten die „Progressiven", Sozialisten und zuletzt die Demokraten. Es wurde sogar die Frage laut, ob die Prohibitions-Partei ein Ticket aufstellen solle, aber wie es scheint, ist hier kein Feld für diese Partei. Oder schämen sich vielleicht unsere Prohibitionisten, ihren Glauben öffentlich zu bekennen, seit ein Vorfall, der sich in Gatun abspielte, bekannt wurde. Ein dortiger Wasserfimpel hatte nämlich sein Frauchen nach Panama zum Einkaufen entsandt und Abends, als ein Neger ihren schweren „Suit Case" die Betontreppe vor der Station hinaufschleppte, stolperte er und ließ das Gepäck die Treppe hinabpurzeln. Unten angekommen, rann ein Bächlein aus dem „Suit Case", das nach etwas ganz anderem als Kölnischem Wasser roch. Beschwören ließ es sich nicht, aber doch giebt es Leute, welche behaupten, es sei Schnaps gewesen.

Die zahlreichste „Konvention" hatten hier die Sozialisten und die schwächste die Demokraten, welch letzteres insofern sonderbar ist, weil vor vier Jahren Bryan beinahe einstimmig „erwählt" wurde hier in Gorgona. Bei allem Respekt für meine Arbeitskollegen sozialistischer Färbung möchte ich denselben aber doch keinen großen Erfolg auf dem Felde der Politik prophezeien. Für die Hauptämter nominirten sie Frauen. Ein Redner erklärte unter großem Beifall, daß die Frauen unter sozialistischem Regime endlich „frei" würden. Hier hat beinahe jede Frau eine Negerin zur Verrichtung der Arbeit; steht auf wann es ihr beliebt und macht ihre regelmäßige Spritztour nach einer der Küstenstädte, etc. Kurz, ein Leben, wie es idealer gar nicht denkbar ist. Da möchte man wirklich fragen: „Mein Liebchen, was willst Du noch mehr?" Ja selbst die dienstbaren Geister weiblichen Geschlechts sind hier ganz hervorragend frei. Vor kurzem quittirte zum Beispiel eine den Dienst, weil sie die Wäsche besorgen sollte. Sie sagte wörtlich: „No, this work is too hard for me, I can make more Money in Colon living with a man!" Na also!

Diese Gegend ist sehr fruchtbar und ergibig. Wo früher Unkraut stand, stehen jetzt tausende Bananenstöcke, ebenso Papaiya, eine Frucht ähnlich der Zuckermelone. Es sieht recht komisch aus, so zehn bis zwanzig der großen Früchte an einem dünnen Stamme zu sehen. Uebrigens erstreckt sich die Fruchtbarkeit noch weiter, denn die kleinen Wollköpfe sind in den letzten Jahren sehr zahlreich geworden. Letzthin sprach mich eine junge Schöne an und bat mich, ihr meine Wäsche wieder zum Besorgen zu geben. Als ich sie fragte, woher sie mich kenne, erklärte sie, sie sei doch immer mit ihrer Mutter zum Wäscheabholen gekommen vor vier Jahren. Damals war sie ein kleines unscheinbares Kind und jetzt trägt sie einen kleinen fetten Wollkopf auf dem Arm herum und erklärt stolz, es sei ihr Georg. Auf die Frage nach dem Vater des Kindes erklärte sie: „He is gone back to Barbados, because the commission fired him". Solche Kleinigkeiten nehmen diese Naturkinder sehr leicht — besonders weil kein Mangel an Ersatz ist.

Die prominenteste „Persönlichkeit" hier in Gorgona ist wohl der Esel, welchen ein unternehmungslustiger Kanalgräber vor Jahren importirte, um die Zug- und Reitthierzucht zu verbessern. Die Jungens haben ihn Brigham Young getauft, welcher Name seine Berechtigung hat. Es bietet wirklich große Unterhaltung zuzusehen, wenn er den angepflockten Ponies seine Visite abstattet. Stundenlang torkelt er von einem zum andern und wird meistens mit Huftritten empfangen, welche er würdevoll in Empfang nimmt. Nach jedem derartigen Empfang streckt er den Kopf gen Himmel und schreit sein langgezogenes I—a, I—a. Wirklich ein Mustergatte, der zu allem Ja sagen kann!

Zum Schluß will ich noch der Wirthschaften Erwähnung thun. Es ist insofern erwähnenswerth, weil der Getränkehandel hier eine weitgehende Umwandlung durchgemacht hat in den letzten vier Jahren. Früher waren hier nämlich 10 Wirthschaften, von welchen fünf von Chinesen betrieben wurden. Die drei bedeutendsten waren in Händen von Amerikanern. Einer derselben soll mit etwa $100,000 nach der Heimath in Kalifornien zurückgereist sein, die beiden anderen litten Schiffbruch. Früher berechneten die Wirthe unverschämt hohe Preise und gewährten viel Kredit, nach dem Grundsatz, daß der große Profit, der den ehrlichen Leuten abgezwackt wird, für den Verlust aufkommen muß. Jetzt sind nur drei Spanier und ein Grieche hier im Wirthsgeschäft und führen dieselben ihre Geschäfte in ordentlicher Weise. Recht kurios sieht eine heutige Kanalzone-Wirthschaft aus. Weil weder Tische noch Stühle erlaubt sind, sind die Bars bis zu 60 Fuß lang und der Barkeeper muß flinke Gehwerkzeuge haben, wenn Mann an Mann an der Bar stehen.

Bezeichnend ist es, wie sich hier das Personal verändert in einer kurzen Spanne von Jahren, denn es sind nur wenige Derjenigen übrig, mit welchen ich früher verkehrte. Wenn ich jetzt den üblichen Stehschoppen in Empfang nehme und dabei nach Diesem oder Jenem frage, fällt mir immer das alte Liedchen ein:

In der alten Schänke wieder
Steh ich vor dem vollen Glas,
Wo ich schon vor vielen Jahren,
Ach vor vielen Jahren saß.

Manches hat sich hier verändert,
Anders ist Geräth und Wein
Und doch kann ich mir's nicht denken,
Daß es könnte anders sein.

Ja, mich dünkt, als wäre alles
Was seitdem geschah ein Traum
Und ich säße, noch der Alte,
So wie einst im alten Raum.

Wähne, wenn die Thür sich öffnet,
Daß noch Mancher käm' herein,
Der einst froh bei mir gesessen, —
Doch nun schläft im engen Schrein.

Henry Rohr.

Der Tanzpianist.

Eine Künstlernovelle von Paula Gura.

Als Klaus Martens das Zimmer miethete, hatte er gar nicht auf das Fenster geachtet, und die Frau Lehrer hütete sich, besonders darauf hinzuweisen. Der junge Mann mit den schönen ernsten Augen gefiel ihr, und er wiederum konnte sich gar nicht vom Balkon trennen. — — Nach dieser schmucklichen Bude in der engen, dunklen Gasse hier diese intensive Helle und gute Luft! Im Frühjahr würden die Bäume und Gärten ringsum ihm von ihren Blüthen den Duft heraufsenden — —

Im Frühjahr! Wer weiß, wo er dann war. Sicher wieder gekündigt, wie er's nicht anders gewohnt war. Sein unglückseliges Klavierspiel! Ueberall hielt man's nicht lange aus mit seiner „Pauterei"! Und hier würde es nicht anders sein! — —

Am ersten Oktober war er eingezogen und Ende November kam ein fast frühlingsmilder Tag mit lockendem Sonnenschein. Klaus, der stundenlang geübt hat, tritt auf den Balkon und reckt den müden, steif gesessenen Körper in wohligem Dehnen. Da schauen ihm vom Erkerfenster her zwei lustige Blauaugen aus einem lieblichen Gesicht entgegen. Ein heißer Schrecken durchfährt ihn bei dem überraschenden Anblick und er formt den ihm noch unfaßlichen Gedanken, wie dieses reizende Wesen so plötzlich in sein Zimmer gekommen sein kann, zu direkter Frage.

„Ich, in Ihrem Zimmer? Was fällt Ihnen denn ein?" entgegnet das Mädchen etwas pikirt, „ich bin doch hier nicht in Ihrem Zimmer?"

„Ja, wo denn sonst?" — Klaus tritt näher und überzeugt sich davon, daß das Fenster thatsächlich zur Nebenwohnung gehört. „Komische Marotte des Baumeisters," meint er, ein Bißchen verlegen.

„Das ist im ganzen Haus so," erklärt das blonde Mädchen. „Die eine Partei hat einen Erker, dessen Seitenfenster direkt auf den Balkon der Nachbarschaft führt."

„Pardon," sagt nun Klaus höflich, „wie konnte ich das ahnen? Bin ja leider während der ganzen Zeit meines Hierseins noch nicht auf den Balkon gekommen."

„Aber desto mehr an Ihr geliebtes Klavier!"

„Wird das unangenehm empfunden?" fragte Klaus, und des Mädchens feines Ohr bemerkt den leisen Unterton ängstlichen Erschreckens in der Frage.

„Wie man's nimmt! — Ich und die Kinder, wir hören Ihnen gerne zu. Oft, wenn Sie in der Dämmerung spielen, dann zünde ich kein Licht an. Ich setze mich mit den Kindern, meinen Lieblingen, an den Kamin. Ich bin eine Traumliese, und so fallen mir in dieser Dämmerung allerlei Märchen und Geschichten ein. Die lustigen passen ja gut zu Ihren Tanzmelodien, aber — — —

„Nun?"

„Ach — ich — ich höre da manchmal etwas Anderes heraus, und darauf passen dann die lustigen Sachen nicht mehr. Mir scheint es, als ob in Ihren Uebergängen oft eine große Sehnsucht mitklingt, die Sie dann schnell durch Tänze betäuben wollen — verzeihen Sie, ich bin ja nicht so musikalisch und kann mich irren —"

„Sie haben sogar ein äußerst feines, musikalisches Empfinden," sagte er warm. „Ich habe oft Heimweh und das können freilich alle die Tanzweisen nicht übertönen. Durch bitterste Noth bin ich zu diesem Beruf gedrängt worden. Ein Unglück entriß uns den Vater, ehe er für unsere Unterkunft etwas thun konnte, für die leidende Mutter und uns vier Kinder. Ich studirte gerade bei einem großen Meister, — wollte ein großer Künstler werden — — und spiele nun Abend für Abend — — zum Tanz auf — —"

„Sie Armer!"

„Und wenn es damit gethan wäre! Aber diese seichte Musik auch noch zu Hause spielen zu müssen, daß die Finger nicht aus der Uebung kommen —"

„Die Gnädige seufzt und stöhnt genug darüber und hat dem Hausherrn schon mit der Kündigung gedroht. Wenn Sie doch nur mal was Anderes spielen würden, sagt sie immer." — —

Die beiden jungen Menschen suchen sich nun hie und da am Erkerfenster. Sie haben sich von Herzen lieb, die reizende Erzieherin der Heldrichschen Kinder und Klaus Martens, der arme Pianist aus gutem Hause. In den kurzen Minuten, die sich Elisabeth von den ihr anvertrauten Kindern fortstiehlt, haben sie sich unendlich viel zu sagen.

Heute weiß aber Elisabeth etwas ganz Besonderes mitzutheilen. „Denke Dir nur," sagte sie lebhaft, „die Gnädige hatte gestern Besuch einer Freundin, und als Du gerade wieder „pauktest", kam diese auf den köstlichen Einfall, meiner Herrschaft zu einem thé dansant zu rathen und dabei von Deinen Tänzen zu profitiren. Du hättest die Baronin nur sehen sollen. Sie nahm aus Gewohnheit das Lorgnon, als ob sie Dich durch die Wand betrachten wolle, und flüstete: der Mensch spielt ja kolossal rhythmisch, das ist ja der geborene Tanzpianist — und dabei wiegte sie sich neckisch auf dem Sopha hin und her."

„Wann soll denn der Thee stattfinden?"

„Nächsten Donnerstag um fünf Uhr. Sie mußten doch die Stunden auswählen, in denen Du gewöhnlich übst."

„Fein eingefädelt! Aber warte nur, ich . . ."

„Was aber? Du wirst mich doch nicht verrathen, Klaus?"

„So was glaubst Du ja selbst nicht von mir! Nein, Lisa frage nicht, — ich habe einen feinen Plan!"

— — — — — — — — — — —

Am Donnerstag sammelte sich eine frohgestimmte Gesellschaft in den behaglich vornehmen Räumen des Konsuls Heldrich. Der Clou des Abends war, daß es keine Tanzkarten gab, sondern die unsichtbare Musik die Art des Tanzes bestimmen sollte. Punkt ein Viertel nach fünf Uhr wurde ein perlender Arpeggiengang gehört. Aha — die Einleitung! Alles suchte den unsichtbaren Spieler, man fand diese Idee der Hausfrau reizend raffinirt! Sie selbst animirte zum Engagiren, die Musik würde gleich beginnen — die Paare fanden sich, standen tanzbereit — — — — —

Da — was war das? Statt des erwarteten Tanzes die ersten wehmuthsvollen Akkorde des Chopinschen Trauermarsches? — Man stand, man lauschte, was daraus werden würde. — — Eine gebeugte Seele schien da zu klagen, aus ihrer Trauer sich die Hoffnung in hehrer Reinheit in dem oft gehörten, hier meisterhaft verstandenen Mittelsatz zu erheben.

Die anfängliche Enttäuschung war einer hellen Bewunderung gewichen.

Jetzt begann drüben die große C-dur-Sonate von Beethoven. Wie er gleich das „Allegro con brio" mit wirbelnder, pulsirender Beweglichkeit erfüllte! „Donnerwetter", rief endlich Professor Abentum, der, selbst ausgezeichneter Musiker, in Musikkreisen tonangebend war, in die allgemeine Verblüfftheit hinein, „der Mann kann was! Das lebt ja Alles, was der spielt! Das spricht, das packt, das überwältigt! Ja, wer, wo ist denn das eigentlich?"

In wundervollstem piano pianissimo kam die Wendung nach der Dominante von E-dur heraus, die Crescendi prachtvoll betonend, um dann gleich wieder in zarte Heimlichkeit zu verfallen.

Jetzt — die Fermate sieben Takte vor Schluß. —

Großartig — diese Steigerung bis zum Fortissimo und gleich Jubellauten schickte nun der junge Meister die Schlußakkorde herüber. Gleichzeitig war aber auch der lebhafte „Musikalische" schon zur Thür hinaus und drüben an der Wohnung und drückte auf die Glocke und drängte die rundliche Frau Lehrerin beiseite und schob sich vorwärts direkt auf die Thür zu, hinter welcher er den Pianisten leise präludiren hörte. Im Nu war die Klinke herunter und schon stand er vor dem Erstaunten. „Menschenkind, um Gotteswillen, Sie sind ja ein Begnadeter, kommen Sie, spielen Sie mir was am Flügel — drüben ist ein Flügel", betonte er als Lockspeise, „bitte, bitte, kommen Sie!"

Klaus ließ sich hinüberzerren. In seinem abgetragnen Rock stand er ohne Verlegenheit der festlich geputzten Gesellschaft gegenüber. Er hatte nur Elisabeth gesehen im weißen Kleide, das Gesicht blaß bis in die Lippen, im Auge ein seltsames Leuchten; er hatte den Flügel gesehen, den der bewegliche Professor geschäftig aufschlug.

Ein Blüthner! Zärtlich streicht Klaus über das glatte Holz. Er sieht das herrliche Instrument, sieht es im elterlichen Musikzimmer stehen. Alte Zeiten drängen sich vor, sprechen zu seinem Herzen. Alle Lust und aller Schmerz seines jungen, verarmten Lebens stürzt sich über ihn herein und in dem Aufruhr seiner Seele, die ahnt, daß hier vielleicht die Rettung nahe, meistern seine Hände die Tasten, läßt sie leben und erzählen, klagen und jubelnd enden in einem hoffnungsfröhlichen, von zarter Liebesmelodie durchwebten Aufschwung, der alle Hörer in seinen Bann zwingt. Er ist wie ein Trunkener. Er muß sich erst jäh zusammenreißen, um ein verbindliches Lächeln bei all den überschwänglichen Beifallsäußerungen zu zeigen. „Kommen Sie," sagt Professor Abentum. „Sie müssen mir erzählen."

Im Arbeitszimmer des Konsuls hört er Klaus Martens' Geschichte. „Und nicht wahr, ich darf nun Ihr Schicksal in die Hand nehmen?" bittet ihn theilnahmsvoll der väterliche Freund.

Klaus nickt dankbaren Herzens. Er sitzt wie im Traum, bis am lichten Rechteck der offenen Thür die zierliche Gestalt Elisabeths vorübergleitet. Da thut sein Herz einen schnelleren Schlag, weil er weiß, daß nun das Holde, das Süße, das ihm gehört, mit ihm geborgen ist.

Die Petroleumgewinnung.

Von Grubeninspektor J. Schürmann.

Das Monopolprojekt für Petroleum, das die Verstaatlichung des Großhandels mit Petroleum seitens des Deutschen Reiches in Aussicht stellt, lenkt die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf dieses so nützliche und unentbehrlich gewordene Naturprodukt. Die einfachste und zugleich die billigste Art der Petroleumgewinnung geschieht mittels natürlicher Quellen oder Bohrlöcher, aus denen das Petroleum in ununterbrochenem Strome selbstthätig zutage ausfließt. Solche natürlichen Quellen kommen vereinzelt in den petroleumreichen Gegenden, namentlich bei klüftigem Gebirge, vor. Häufiger sind die künstlich erbohrten Quellen, die, wenn das Erdöl mit großer Kraft aus denselben hervorsprudelt, „Springer" genannt werden. Sie sind besonders im Anfang stellenweise geradezu von einer unheimlichen Ergiebigkeit, so daß es oft kaum möglich ist, den meist unerwartet reichen Segen aufzufangen und zu bergen. So warf in Amerika ein solcher Springer in der ersten Zeit seiner Bohrung täglich rund 6,000,000 Liter Petroleum aus; rund 400 Millionen Liter flossen unbenutzt ab, ringsum alles überfluthend und verheerend, ehe es gelang, die Quelle abzufangen und das ausfließende Oel in Behälter zu füllen.

Derart reiche Springer gehören allerdings zu den Seltenheiten. Auch ist ihre Ergiebigkeit ebenso wie die fast aller erbohrten Quellen zumeist nicht von langer Dauer. Schon nach kurzer Zeit läßt der selbstthätige Ausfluß nach, um schließlich ganz zu versiegen. Alsdann muß, ähnlich wie bei den meisten Bohrungen, das Aufsteigen des Petroleums aus dem Erdinnern künstlich befördert werden, oder es muß, wenn überhaupt kein natürlicher Auftrieb vorhanden ist, vollständig auf mechanischem Wege hervorgeholt werden. Die älteste Gewinnungsart geschah in solchen Fällen mittels kleiner Schächte, die bis auf die ölführenden Gebirgsschichten niedergebracht werden. Das sich auf der Schachtsohle ansammelnde Oel wurde in Eimer oder Kübel eingefüllt und mit diesen zutage befördert. Derartige Oelschächte wurden in China schon vor Jahrtausenden ausgebeutet und neuerdings wieder aufgefunden. Auch verschiedene Indianerstämme gewannen mittels solcher Schächte schon von der Entdeckung Amerikas durch Columbus Erdöl, das sie sowohl zu medizinischen wie zu religiösen Zwecken benutzten.

Da das Abteufen und die Unterhaltung der Schächte sowie die Förderung aus ihnen die Gewinnung vertheuerte, beschränkte man sich später auf das Niederbringen von Bohrlöchern. In diese werden Hubpumpen, auch Bohrlochspumpen genannt, eingebracht, wie sie auch zur Wasserhebung aus Bohrlöchern vielfach zur Anwendung kommen. Diese Pumpen bestehen aus einem Kolbenrohr von Gußeisen oder Bronze, welches an seinem unteren Rande ein Saugventil und an dieses anschließend ein in einem Saugkorb endendes Rohr trägt, während oben ein bis zu Tage reichendes Steigrohr aufsetzt. In dem Kolbenrohr bewegt sich mittelst eines vom Tag aus bewegten Gestänges ein dicht anschließender Kolben mit dem Hubventil. Beim Aufgange des Kolbens saugt dieser durch das Saugventil Petroleum an, das beim Niedergange des Kolbens, wobei sich das Saugventil schließt, durch das sich öffnende Hubventil emportritt, um dann beim folgenden Aufgang mit hochgenommen zu werden. Das wiederholt sich so lange, bis das ganze Steigrohr mit Oel gefüllt ist und dieses nun bei fernerem Pumpen an einem über Tage anschließenden Auslaufsrohr bei jedem Hub austritt. Ist das aus dem Bohrloch zufließende Oel mit Sand vermischt, so sind Pumpen nicht anwendbar; bei den stark abschließenden Angriffen des Sandes sind sie nicht dicht zu halten. In solchen Fällen wird das Petroleum mittelst sogenannter Löffel aus dem Bohrloch hervorgehoben. Dieses sind zylindrische Rohre, die in ihrem Boden ein Ventil tragen, welches sich beim Einlassen öffnet und das Gemisch von Petroleum und Sand durchläßt. Beim Aufgange schließt sich das Ventil und nimmt die Flüssigkeit mit hoch. Diese wird am Tage in Klärbassins abgelassen, der Sand setzt sich am Boden ab, während das Oel oben abgezogen wird.

Eine andere Fördermethode läßt ein endloses Band zwischen Walzen und über eine Welle bis auf den Boden des Bohrloches herunterlaufen. Das Band ist mit Filz oder andere Flüssigkeiten stark aufsaugenden Stoffen besetzt, die das Oel in sich aufsaugen, das dann oben von den Walzen wieder ausgepreßt wird. In neuerer Zeit wird zum Heben von Petroleum aus Bohrlöchern in immer weiterem Umfange auch Druckluft benutzt. Das auf diese Weise durch den Luftdruck emporgebrachte Erdöl zeigt, infolge der Mischung mit der Preßluft, zuerst eine milchige, trübe Farbe, die sich jedoch bald verliert.

Geht eine Petroleumquelle in ihrem Ertrage zurück, so sucht man diesem wohl durch das sogenannte Torpedieren abzuhelfen. Dieses Verfahren wurde zuerst in Nordamerika angewandt; eine kräftige Sprengladung aus Dynamit oder Schießbaumwolle wird, mit elektrischer Zündung versehen, in das Bohrloch bis zum Oellager eingeführt und dann zur Entzündung gebracht. Durch die große Kraft der Explosion entstehen Spalten und Risse im Gebirge, die nicht selten neue Oelzuflüsse herbeiführen. In vielen Staaten ist das Torpedieren jedoch verboten, da es nicht selten auch schädlich wirkt, indem es benachbarten Bohrungen den Zufluß entzieht. Auch können ganze Petroleumlager dadurch unproduktiv werden, daß ihr Oel durch die bei den gewaltigen Sprengungen gebildeten Klüfte in größere Tiefen abläuft und versinkt.

Zahllos sind die Romanzen von den mehr oder minder echten Schädeln großer Männer. Jüngst hat man sich in Frankreich — vielleicht im Anschluß an die Debatte um den Schädel des großen Cartesius — mit den Abenteuern des „Schädels des Einsiedlers von Fernay", Voltaire, beschäftigt. Welch Unglück! Seit fünfzig Jahren ist er verschollen. Im Jahre VII der Republik, also 1798/99, war er das alleinige Besitzthum des ehrenwerthen Bürgers Mithouard, seines Zeichens Apotheker, wohnhaft in Paris in der Rue de Bouloi, der ihn von seinem Vater als Erbe erhalten hatte. Der Vater hatte nämlich den Leichnam des Philosophen einbalsamirt; „zum Zeichen der Dankbarkeit" hatte ihm die Familie Voltaire's den „Sitz der Gedanken" des Philosophen verehrt. Im Jahre 1801 bot Mithouard der Jüngere dem damaligen französischen Minister des Innern den Schädel als Geschenk für den Staat an, damit er „eine Zierde des — Naturwissenschaftlichen Museums" würde. Der Minister hielt aber die Nationalbibliothek für eine würdigere Aufbewahrungsstätte des Schädels eines Voltaire, und seine zuständigen Untergebenen stimmten ihm in dieser Beziehung bei. Aber man hatte nicht mit der Dickköpfigkeit des Herrn Mithouard gerechnet, der sich darauf versteifte, den Schädel nur dem Naturwissenschaftlichen Museum und keinem anderen übergeben zu wollen. Die Sache verlief also im Sande. Im Jahre 1830 hatte Mithouard wiederum die edle Regung, seinen Landsleuten den Schädel zum Geschenk zu machen. Er richtete ein Schreiben an den Minister des Innern, in dem er nochmals „dieses kostbare anatomische Stück" anbot. Aber er hatte keinen Erfolg. Nach dem Tode des Apothekers kam der Schädel in den Besitz seines Neffen, eines Herrn Verdier, der ihn der französischen Akademie überreichen wollte. Doch diese konnte sich nicht entschließen, Besitzerin des „historischen" Schädels des großen Philosophen zu werden. Im Jahre 1862 so weiß die Fama zu melden, hielt sich der Schädel bei einer Urenkelin des Herrn Mithouard auf, und seit jener Zeit ist er spurlos verschwunden. Was mag aus ihm geworden sein.

Zu liebenswürdig.

„Nun, mein süßes Liebchen, was macht Deine Kochkunst — bist Du schon bald selbständig?"

— Braut: „Gewiß, lieber Paul! O ich freue mich ganz unendlich auf die Zeit, wo ich für Dich kochen darf — hauptsächlich wenn Du 'mal magenkrank wirst, dafür kenne ich ganz besondere Rezepte!"

Uebertrumpft.

Der Oberniedertupferjepp kommt im Namen der Gemeinde wegen eines streitigen Falls zum Gutsherrn. Dieser, der vielen Weitläufigkeiten müde, fragt ungeduldig den Sepp, warum man denn gerade ihn zum Bevollmächtigten gewählt, ob man denn keinen verständigeren Mann gefunden habe. „O ja", erwidert der Sepp, „wir hab'n noch viel g'scheidtere Leut' im Dorf als i' bin, aber sie hab'n g'meint, für Ihne wär' i' g'scheidt gnua!"

Scharfblick.

A (im Restaurant): „Der Maler da drüben muß auch viel Schulden haben!"

B: „Woraus schließen Sie das? Er trinkt doch eben Champagner!"

A: „Grad deßwegen. Ihm ist's schon einerlei, was für einen Wein er trinkt!"

Verstoßen.

— „Was macht denn Ihre Tochter, Herr Zwirbel?"

— „Meine Tochter? Ich habe keine Tochter mehr — die hat e Konkurrenten geheirathet!"